

(Nachdruck verboten.)

89

Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

14. Kapitel.

In das Haus vom Schuller war eine schlechte Stimmung eingezogen. Der Rhythmus war oben auf, und die Fröhlichkeit hatte nirgends mehr Platz.

Den Tag über war der Schuller in seinem Walde bei der Holzarbeit; wenn er heimkam, saß er schweigend auf der Ofenbank.

Die Bäuerin wollte ihn zum Reden bringen. Sie schimpfte über den Pfarrer und den Hierangl, über den Geitner und den Bürgermeister Kloiber. Sie brachte neue Geschichten heim, welche die Schlechtigkeit dieser Feinde offenbar machten, und sie erzählte alte Geschichten, welche das nämliche bewiesen.

Alles, was der Schuller selber einmal getadelt hatte, brachte sie vor und meinte, das müsse ihm ein Gefallen sein. Aber er gab ihr nicht an oder sagte, sie solle sich um ihre Weiberleute kümmern und das andere mit Ruhe gehen lassen.

Dann ging die Schullerin seufzend in die Küche und beredete mit der Ursula, wie sich der Vater herunter kümmern. Auch mit den Diensthöten redete sie darüber; sie sagte zu den Mägden zornige Worte über die Nachbarn und fragte die Knechte, was sie im Wirtshaus gehört hätten.

Eine solche Vertraulichkeit tut nicht gut; sie ist gegen den Respekt und das ordentliche Regiment.

Jetzt hatten Knecht und Magd ihr heimliches Getue und wisperten sich Neuigkeiten in die Ohren, wenn sie arbeiten sollten.

Und wenn einer faulenzeln wollte, stellte er sich in die Küche hin und erzählte der Schullerin, wie er es dem Knecht vom Hierangl hingerieben habe, daß sein Herr kein Pfund Lumpen taue.

Dafür bekam er Dank und billige Nachsicht für seine Faulheit.

Die Weiberleute waren zufrieden, wenn sie recht viel Bedauern und Mitleid sahen. Was die Schullerin davon übrig ließ, brauchte die Ursula für ihren besonderen Zustand.

Die Diensthöten nützten es aus und machten sich darüber lustig. Wenn sie bei den gemeinsamen Mahlzeiten saßen, gaben sie sich heimliche Zeichen und stießen sich mit den Ellenbogen an.

Eine üble Nachrede findet bei niemandem schneller Boden, als bei Untergebenen. Wer von ihnen etwas entschuldigen oder erklären will, ist übel daran. Gehorsam muß Achtung haben.

Der Schuller merkte an vielen Dingen, daß in seinem Hause die Ordnung gelockert war.

Früher hätte er sich schnell geholfen; jetzt schien es ihm nicht der Mühe wert.

Alle seine Gedanken waren nur auf das eine gerichtet.

Da lag im Kirchenbuch ein Zettel, der ihm zeitlebens Schande anhing. Und noch länger. Wenn die Männer von heute einmal tot waren und die Jungen ans Ruder kamen, dann war das Papier noch da, auf dem es geschrieben stand, daß er ein schlechter Kerl war, dem jeder aus dem Wege gehen mußte.

Und dann glaubten es alle; auch die, welche hernach auf dem Schulleranwesen hausten.

Den Kindern von seinem ältesten Bubem wurde die Lüge erzählt, noch abscheulicher aufgetragen wie jetzt.

Denn jeder mußte denken, wenn es sogar der Pfarrer ins Kirchenbuch gesetzt hatte, mußte es das Aergste gewesen sein. Keiner wußte etwas von ihm. Daß er als ehrengeachteter Mann lange Zeit den Hof regiert hatte.

Keiner wußte etwas vom Bauflatter und von seinem Gasse.

Nur das Geschriebene galt. Wie hätten sie später die Wahrheit finden sollen, wenn er sie selber mit allen Mühen nicht herstellen konnte?

Nicht Tage war er herumgelaufen von Pontius zu Pilatus und hatte gemeint, er müsse sein Recht kriegen.

Er war im Amtsgerichte und brachte seine Sache vor. Kroiß ließ ihn kaum zu Ende reden und fertigte ihn kurz ab.

„Was das für ein Prozeß sei, wenn er nicht einmal wisse, gegen wen er klagen wolle? Und was das Gericht mit dem Kirchenbuch zu tun hätte? Oder mit den Aufschreibungen eines Verstorbenen?“ Jetzt fuhr der Schuller nach München und ging zum Landgericht.

Die sagten ihm, wenn er wirklich klagen wolle, müsse er in Ruckbach tun; sie hätten gar nichts damit zu schaffen. Er solle doch einen Advokaten nehmen.

Und er ging zu einem Advokaten.

Der lächelte etwas ungläubig.

Was das wieder für eine Geschichte war! Aber er hörte doch aufmerksam zu und fragte dazwischen.

„Und Sie haben Ihren Vater nicht geschlagen?“

„Na.“

„Ist alles erfunden? Und kein Wort wahr?“

„Kein Wort ist wahr, Herr Doktor!“

Der Advokat lächelte wieder. Ja, ja, Bauern sind Spitzbuben. Wenn sie ihren Advokaten anlügen, meinen sie, wie schlau sie sind.

Und dann sagte er:

„Da wirst nicht viel machen können, Schuller. Der jetzige Pfarrer red't sich auf den alten aus, den alten kannst nicht verklagen, weil er tot ist. Wenn Du gegen die anderen klagst, sagen sie, daß sie bloß gesagt haben, was geschrieben steht. Und bringst Du Zeugen, was können die bestätigen? Höchstens, daß sie nie was gesehen haben. Deswegen ist nicht gesagt, daß der Pfarrer Geld oder der jetzige gelogen hat. Ich glaub' Dir ja alles, aber das Gericht ist nicht so vertrauensvoll. Die Herren sagen: „Na, der hat halt niemand anschauen lassen. Sehr einfach.“

Und der Advokat patzte die Handflächen ineinander.

Dann merkte er doch, wie sein Reden dem Manne zu Herzen ging.

„Ich tät' Dir gern helfen, Schuller,“ setzte er hinzu.

„Aber mit einer Klage ist da nicht viel zu machen. Eines könnten wir probieren. Beschwer Dich beim Ordinariat! Das wär' noch ein Mittel. Da gehst Du hin und erzählst den Fall wie mir. Die Herren verderben es jetzt nicht gern mit den Bauern. Es kann sein, daß sie Guern Pfarrer zu einer friedlichen Lösung anhalten.“

Und dann ging der Schuller die Stiege hinunter und ging mit seinen Kümmernissen und seinem Horn über breite Plätze und durch enge Gassen, bis er vor der Wohnung des Domkapitulars Späth angelangt war.

In den hatte ihn der Advokat gewiesen. Ein altes Fräulein öffnete ihm und sagte, der hochwürdigste Herr Bruder sei nicht zu Hause, aber in einer halben Stunde komme er.

Der Schuller fragte, ob er nicht warten dürfe, und als es ihm erlaubt wurde, setzte er sich auf eine kleine Bank, die im Hausgange stand.

Eine Stunde verging, und der Herr Domkapitular kam noch immer nicht. Von Zeit zu Zeit streckte das Fräulein den Kopf zu einer Türe heraus und überzeugte sich, daß der fremde Bauersmann noch immer da war. Der saß geduldig und regungslos auf seinem Platze. Das Warten wurde ihm nicht lang, denn er hatte Gedanken genug, die ihn beschäftigten.

Endlich klangen Schritte die Treppe herauf und näherten sich der Wohnungstüre. Ein alter Geistlicher trat ein, und wie er den Schuller sitzen sah, fragte er ihn nach seinem Begehren.

Er hatte ein kluges, freundliches Gesicht, und der Schuller fing mit größerem Vertrauen seine Erzählung an. Da hieß ihn der alte Herr in sein Zimmer eintreten und Platz nehmen.

Und hörte ihn aufmerksam an.

Der Schuller erzählte seine Geschichte etwas weitläufig, mit vielen Nebensächlichkeiten. Weil der Advokat ihm so wenig Hoffnung gemacht hatte, wollte er jetzt alles recht verständlich vorbringen und nichts weglassen.

Der Geistliche schüttelte manchmal den Kopf und sah den Mann mit prüfenden Blicken an. Aber er unterbrach ihn

nicht. Er schwieg auch noch eine Weile, als der Sä. Ver fertig war.

Gewiß bildete er sich nicht ein festes Urteil über die ganze Sache, aber das eine sah er klar, daß hier wieder einmal Uebereifer und falsche Auffassung von priesterlicher Würde Unheil angerichtet hatten.

Er konnte nicht Partei nehmen für den Mann; vielleicht hatte er sich durch eigenes Verschulden den Unwillen seiner Pfarrer zugezogen, aber auch dann war es töricht, wenn diese ihr persönliches Empfinden so stark geltend machten und in öffentliche Angelegenheiten eingriffen.

Solche Dinge waren schuld, daß jetzt der bäuerliche Stand seinen Priestern entfremdet wurde.

Die verloren immer mehr die Fähigkeit, Maß zu halten und eine veröhnende Stellung einzunehmen. Das Schlimmste bei solchen Vorkommnissen war, daß man sie selten gutmachen konnte.

Diese Herren wagten sich gewöhnlich so weit vor, daß ein Zurückgehen das Ansehen des Standes gefährdete.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Kosaken.

Von Leo Tolstoi.

26.

Ja, dachte Olenin auf dem Heimwege, wenn ich mich nur ein wenig gehen ließe, könnte ich mich wahnsinnig in dieses Kosakenmädchen verlieben. Mit diesen Gedanken legte er sich zu Bette. Er glaubte aber, es würde alles vorübergehen und er würde zu dem alten Leben zurückkehren.

Aber das alte Leben kehrte nicht zurück. Seine Beziehungen zu Mariana wurden andere. Die Wand, die bisher zwischen ihnen gestanden hatte, war gefallen, Olenin begrüßte nun schon das Mädchen, so oft er ihr begegnete.

Der Wirt kam zu ihm, um das Geld für die Wohnung zu holen und lud ihn, da er von Olenins Reichtum und Freigebigkeit gehört hatte, zu sich ein. Die Alte nahm ihn freundlich auf, und Olenin ging nun nach dem Festabend häufig in den Abendstunden zu den Wirtsleuten und sah bei ihnen bis in die späte Nacht. Er glaubte, er führe noch ganz das Leben wie vorher, und doch war alles in seiner Seele von unten nach oben gelebt. Den Tag verbrachte er im Walde. Gegen acht Uhr, wenn es dämmerte, ging er zu seinen Wirtsleuten, allein oder mit Onkel Jeroschka. Die Wirtsleute hatten sich schon so an ihn gewöhnt, daß sie sich wunderten, wenn er nicht kam. Er zahlte für seinen Wein reichlich und war ein umgänglicher Mensch. Wanjuscha brachte ihm Tee, er setzte sich in die Ofenecke, die Alte verrichtete unbelümmert um ihn ihre Arbeit, und sie plauderten beim Glase Tee und beim Wein über kosakische Dinge, über die Nachbarn, über Rußland. Olenin erzählte, und sie fragten ihn aus. Zuweilen nahm er ein Buch und las für sich. Mariana sah wie eine wilde Ziege mit untergeschlagenen Beinen auf dem Ofen oder in dem dunklen Winkel. Sie nahm an der Unterhaltung nicht teil, aber Olenin sah ihre Augen, ihr Gesicht, hörte es, wenn sie sich bewegte, wenn sie Kerne laute, und fühlte, daß sie mit ihrem ganzen Wesen aufhorchte, wenn er sprach, und fühlte ihre Anwesenheit, wenn er schweigend las. Manchmal schien es ihm, als seien ihre Augen auf ihn gerichtet, und traf sein Blick ihr Funkeln, so verstummte er unwillkürlich und starrete sie an. Dann verdeckte sie sich sofort, er tat, als sei er ganz in die Unterhaltung mit der Alten vertieft, und horchte dabei auf ihren Atem, auf jede ihrer Bewegungen und wartete, daß ihr Blick ihn traf. In Gegenwart anderer war sie meist heiter und liebenswürdig gegen ihn. Waren sie allein, so geberdete sie sich sonderbar und unfreundlich. Bisweilen kam er, wenn Mariana noch nicht von draußen zurück war: plötzlich werden ihre kräftigen Schritte vernehmbar, und ihr blaues Zibehnd huscht durch die offene Tür. Sie tritt in die Mitte der Stube, erblickt ihn — und um ihre Augen spielt merklich ein freundliches Lächeln, ihn erfährt Freude und Bangigkeit.

Er begehrte, er verlangte nichts von ihr; doch mit jedem Tage ward ihre Gegenwart ihm mehr und mehr zum Bedürfnis.

Olenin hatte sich so in das kosakische Dorfleben hineingelebt, daß ihm die Vergangenheit wie etwas völlig Fremdes vorkam und ihn die Zukunft, besonders außerhalb der Welt, in der er lebte, gar nicht beschäftigte. Empfangen er von Hause, von Verwandten und Freunden Briefe, so trankte es ihn, daß man offenbar um ihn trauerte, wie um einen verlorenen Menschen, während er in seinem Kosakendorf alle diejenigen für verloren hielt, die ein anderes Leben führten als er. Er war überzeugt, daß es ihm nie gereuen würde, sich von dem früheren Leben losgerissen und sich so abseits und eigenartig in seinem Dorfe eingerichtet zu haben. In den Feldzügen, in den Festungen hatte er sich wohl gefühlt, aber erst hier, erst unter den Fittichen des Onkels Jeroschka, in seinem Walde, in seiner Hütte am Ende des Dorfes und besonders wenn er Marianas und Lukaschas gedachte, trat ihm deutlich die ganze

Verlogenheit vor die Seele, in der er früher gelebt, die ihn schon dort empört hatte und die ihm jetzt unaussprechlich häßlich und lächerlich geworden. Mit jedem Tage fühlte er sich hier frei und freier und in höherem Grade Mensch. Ganz anders, als er sich ihn vorgestellt hatte, erschien ihm der Kaukasus. Nichts von alledem hatte er gefunden, was in seiner Einbildung gelebt, und was er vom Kaukasus gehört und gelesen hatte. Hier gibt es keine Filzmäntel, keine Schluchten, keine Amalal-Berge, keine Helden und Räuber, dachte er, die Menschen leben, wie die Natur lebt; sie sterben, werden geboren, verbinden sich, werden wieder geboren, raufen, trinken, essen, freuen sich und sterben wieder, und es gibt keine anderen Lebensbedingungen, als die unveränderlichen, welche die Natur der Sonne, dem Grase, dem Tier, dem Baum gesetzt. Andere Gesetze kennen sie nicht. . . . Und darum erschienen ihm diese Menschen im Vergleiche mit ihm selbst schön, stark, frei, und wenn er sie ansah, überkam ihn Scham und Wehmut um sich selbst. Oft dachte er ernstlich daran, alles von sich zu werfen, in die Reihen der Kosaken zu treten, sich eine Hütte und Vieh zu kaufen, ein Kosakenmädchen zu heiraten — nur nicht Mariana, die er Lukascha überließ — und mit Onkel Jeroschka zusammenzuleben, mit ihm auf die Jagd und den Fischfang zu gehen und mit den Kosaken ins Feld zu ziehen. Warum tue ich das nicht? Warum warte ich? fragte er sich selbst. Und so stachelte er sich selbst, so verpöttele er sich. Oer scheue ich mich, etwas zu tun, was ich selbst für vernünftig und berechtigt halte? Ist etwa der Wunsch, ein einfacher Kosak zu sein, am Busen der Natur zu leben, niemandem Schaden zu tun, ja, den Menschen Gutes zu tun, ist etwa dieser Lebensraum törichter als die Träume, die ich früher hatte — Minister zu werden oder Regimentskommandeur!

Aber eine innere Stimme riet ihm, zu warten und keinen Entschluß zu fassen. Das dunkle Bewußtsein, daß er nicht ganz das Leben eines Jeroschka und Lukascha leben könne, weil ein anderes Glück sein war, hielt ihn zurück — ihn hielt der Gedanke zurück, das Glück bestehe in der Selbstverleugnung. Seine Handlung gegen Lukascha machte ihm noch immer Freude, stets suchte er eine Gelegenheit, sich für andere zu opfern, aber diese Gelegenheiten boten sich nicht. Zuweilen vergaß er dieses von ihm neu entdeckte Allheilmittel des Glücks, und er glaubte, frei genug zu sein, um Onkel Jeroschkas Leben zu teilen; dann aber plötzlich besann er sich wieder, ergriff den Gedanken bewußter Selbstverleugnung und betrachtete, auf ihn gestützt, alle Menschen und fremdes Glück ruhig und stolz.

27.

Einige Tages vor der Weinlese kam Lukascha zu Olenin geritten. Er sah noch kühner aus als gewöhnlich.

Run sag, Du heiratest? fragte Olenin und ging ihm heiter entgegen.

Lukascha antwortete nicht gerade heraus.

Ich habe Ihr Ross drüben ausgetauscht, das nenne ich ein Ross! Aus dem Kabardiner-Gestüt von Iowra, ich verstehe mich drauf.

Sie bestätigten das neue Ross und ließen es auf dem Hofe seine Künste zeigen. Das Ross war wirklich außerordentlich schön: ein brauner, breiter und langer Wallach mit glänzendem Fell, prächtigem Schweif und einer zarten, feinen Rassemähne und Mähne. Es war so wohlgenährt, daß man auf seinem Rücken hätte schlafen können, wie Lukascha sich ausdrückte. Die Hufe, das Auge, das Gebiß — alles war schön und scharf gezeichnet, wie es nur bei Pferden reinsten Blutes zu sein pflegt. Olenin weidete sich an dem Anblicke des Rosses. Er hatte noch nie im Kaukasus ein so schönes Pferd gesehen.

Und wie es läuft, sagte Lukascha und klopfte ihm den Hals. Was es für einen Gang hat! Und klug ist es — es läuft seinem Herrn nach.

Hast Du viel zugezahlt? fragte Olenin.

Nichts hab ich gezahlt, antwortete Lukascha lächelnd, ich habe es von einem Freunde.

Ein wunderschönes Tier! Was willst Du dafür haben? fragte Olenin.

Hundertfünfzig Rünzen sind mir geboten, aber Ihnen gebe ich es so, sagte Lukascha heiter. Sie brauchen nur ein Wort zu sagen, und ich gebe es Ihnen. Ich fattle ab, und es gehört Ihnen, mir geben Sie nur ein anderes zum Dienst.

Nicht doch, um keinen Preis.

Run, so habe ich ein „Angebilde“ für Dich — dabei löste Lukascha seinen Gürtel und nahm einen der beiden Dolche ab, die er an einem Riemen hängen hatte. — Ich hab's drüben bekommen.

O, ich danke Dir.

Und die Weintrauben hat die Mutter versprochen selber herzu bringen.

Das ist nicht nötig, wir rechnen schon ab. Ich werde Dir doch kein Geld für der Dolch geben.

Gewiß nicht, unter Freunden! Mich hat Giref-Chan jenseits des Flusses in sein Haus geführt. Wähle, was Du magst, sagte er, da habe ich diesen Säbel genommen. Das ist so Brauch bei uns. Sie gingen in die Stube und tranken.

Sag, bleibst Du eine Zeitlang hier? fragte Olenin.

Nein, ich bin gekommen, um Abschied zu nehmen. Man schickt mich jetzt vom Posten in die Kompanie jenseits des Terek. Noch heute rüde ich mit Nasar, mit meinem Kameraden, ab.

Und wann ist die Hochzeit?

Ich komme bald zurück, dann ist die Verlobung, dann geht's wieder in den Dienst, antwortete Lufascha unwillig.

Und Du wirst Deine Braut nicht sehen?

Wozu das? . . . Was habe ich vom Sehen? Wenn Ihr im Feldzug seid, fragt bei uns in der Kompagnie nach Lufascha dem Breiten. Und über gibt es dort! Ich habe zwei erlegt. Ich will Sie hinführen. . . . Nun leb' wohl, der Heiland beschütze Dich.

Lufascha bestieg sein Pferd und ritt in schnellem Schritte, ohne bei Marianka abzustiegen, auf die Straße hinaus, wo ihn Kasar schon erwartete.

Gehen wir nicht hinein? fragte Kasar und blinzte nach der Seite, wo Zanka wohnte.

Na, sagte Lufascha, führe das Pferd zu ihr hinein, und wenn ich nicht bald wiederkomme, gib ihm Heu. Morgen bin ich bestimmt in der Kompagnie.

Sag', hat Dir der Junker nicht noch etwas geschenkt?

Nein, Gott sei Dank, ich habe ihm einen Dolch geschenkt. Er hätte beinahe das Roß von mir verlangt, sagte Lufascha, indem er vom Pferde stieg und es Kasarka übergab.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Karikatur.

(Ihr Wesen, ihre historische Rolle, ihr internationaler Charakter.)

Es gab und gibt kaum etwas, das sich so allgemeiner Popularität erfreut, wie die Karikatur; die gezeichnete Satire über Personen und Dinge hat immer die Menschen elektrifiziert. Trotzdem herrscht über Wesen und Bedeutung der Karikatur auch heute noch Unklarheit. Die Karikatur genießt heute in allen Ländern die größte Popularität, man greift mit steter und verdoppelter Lust zu den Witzblättern, aber über ihre Bedeutung für die Tagesgeschichte herrschen noch immer verschwommene Vorstellungen vor.

Viele sehen in der Karikatur fast nur das angenehme erheitende Unterhaltungsmittel, die lustige und fröhliche Note in den Kämpfen des Tages, und in Karikaturisten nur den Spahmacher seiner Majestät Völl, der für diesen sorgt, daß die Menschenlein ob dem Ernst des Lebens das Lachen nicht ganz vergessen. Die die Karikatur derart bewerten, halten deren Bedeutung auch für erschöpft, wenn sie eine solche erheitende Wirkung auf ihre Beschauer ausübt. Das ist eine sehr primitive Vorstellung. In Wahrheit ist die Karikatur eines der wichtigsten und unentbehrlichen Mittel, die sich der Mensch geschaffen und entwickelt hat, um damit seine Interessen auf eine eigentümliche, aber gerade darum besonders wirksame Weise zu fördern und durchzusetzen. Gewiß ist die erheitende Wirkung, die eine gute Karikatur bei den meisten Beschauern auslöst, schon für sich allein ein Hauptzweck der Karikatur, aber auch das im letzten Grunde eben doch nur, weil in dieser Wirkung die Hauptursachen des angestrebten Erfolges begründet sind.

Die Karikatur ist in erster Linie ein Kampfmittel. Zu dieser Rolle wird sie durch die Eigenart ihrer Methode erhoben, durch das, was man Karikieren nennt. Man erblickt in einer Karikatur gemeinhin bloß eine willkürliche Uebertreibung der Wirklichkeit, einzig geboren aus der jeweiligen Laune eines witzigen Zeichners und darum legt man sich auch keine besondere Rechenschaft darüber ab, in was sich der Eindruck, den der Anblick einer solchen Uebertreibung auslöst, schließlich umsetzt. Indem man aber nur das Allgemeine sieht, bleibt man im unklaren über das Spezielle, über das Planmäßige und die innere Gesetzmäßigkeit der zeichnerischen Prozedur.

Wenn wir das Wesen und damit den Wert der Karikatur richtig analysieren, ergibt sich: Karikatur ist klar bewußtes Uebertreiben; die Uebertreibung in den Dienst einer bestimmten Tendenz gestellt. Weil aber das letztere das Entscheidende ist, deshalb handelt es sich stets um die Uebertreibung des Wesentlichen in einer Sache, das Hervortreten der Merkmale, in denen sich der Kern einer Sache oder Person spiegelt. Ausgangspunkt des Karikierens ist daher: das Wesentliche erkennen und auf die einfachste Form zu bringen. Der Verzicht auf und sogar die Unterdrückung aller Nebensächlichkeiten, durch die der Beschauer von der Hauptsache abgelenkt werden könnte, ist die Voraussetzung der karikaturistischen Wirkung. Hierbei darf nicht übersehen werden, daß das Herausarbeiten des Wesentlichen und die Abstraktion vom Nebensächlichen das Wesen jeder Kunst ist, ob es sich nun um die Schaffung eines Porträts oder einer Landschaft handelt. Zur Karikatur führt das methodische Verfahren darum erst, wenn der Grad der Uebertreibung so weit getrieben wird, daß man die Absicht deutlich merkt. Eine Darstellung, bei der so verfahren wird, nennt man eine karikaturistische Darstellung. Eine solche haben wir auch dann vor uns, wenn zeichnerisch scheinbar gar keine Uebertreibung nachzuweisen ist und nur eine bestimmte Situation festgehalten ist. Man kann eben auch im rein Geistigen und Gedanklichen alles auf einen Punkt so konzentrieren und diesen so herausarbeiten, daß nur diese eine Seite der Sache, nur die vom Künstler erstrebte „Moral“ wirksam wird.

Entscheidend für die Art der Wirkung einer Karikatur ist natürlich erst die politische oder moralische Tendenz, in die sie gestellt wird, denn die Karikatur ist an sich tendenzlos. Dieser Satz ist nach

der oben gegebenen Definition wohl klar. Aber gerade an diese Tatsache müssen sich die meisten Leute erst gewöhnen, sofern sie zur Karikatur überhaupt in eine richtige Stellung kommen wollen. Bis jetzt ist die vorherrschende Ansicht, daß die Karikatur unter allen Umständen verächtlich oder mindestens lächerlich machend wirkt, also immer in gewissem Grade herabwürdigend. Gewiß ist das in der Mehrzahl der Fälle zutreffend. Aber daß die Karikatur vorzugsweise in den Dienst der satirisierenden Tendenz gestellt wird, hängt mit dem Wesen der Kritik zusammen, hat aber mit dem Begriff als solchem nichts zu tun. Wie man die Fehler und Schattenseiten einer Person oder Sache ins Relief treiben kann, so kann man das gleiche gegenüber ihrer Größe tun. Die Karikatur ist für den Künstler der Stoff, um alle seine Zwecke zu erreichen, und er diene darum in der Geschichte auch allen Zwecken.

Von dem Augenblicke an, wo die Züge einer Physiognomie in ihrer Gesamtheit oder nur in Einzelheiten übertrieben sind, sind auch bestimmte Eigenheiten herausgearbeitet und präsentieren sich in der plastischen Wirkung des Reliefs. Denn darauf, daß sich die sämtlichen Charaktereigenschaften der Menschen in deren Gesamtphysiognomie, wie in den Einzelzügen, des Gesichtes, des Ganges, der Haltung ausdrücken, stützt sich ihre Ausbeutung im Dienste der Tendenz im weitesten Sinne. Denn auf dieselbe Weise vermag natürlich ein Künstler in einer Type nicht nur deren persönliche Eigenschaften, sondern auch die Eigenschaften und Merkmale einer Klasse, einer Nation, und nicht weniger die bestimmter Klassen zu kennzeichnen.

Das aber macht die Karikatur zum Wahrheitskinder. Und überdies zu einem besonders wertvollen, denn die Karikatur bringt die Wahrheit in abgekürzten Verfahren zutage. Indem der Karikaturist eine Erscheinung von allem Nebensächlichen löst und alles an ihr auf das Wesentliche und Unterscheidende konzentriert, steht die echte und wahrhafte Physiognomie einer Person am raschesten, auffälligsten und darum auch am überzeugendsten vor unseren Augen. Die Zeichen und Symbole der Karikatur wirken eindringlicher, überzeugender und vor allem einfacher als die eingehendsten und ausführlichsten schriftlichen Darstellungen. Es ist dies das Geheimnis des Witzes, der Pointe. Es erscheint der Kern einer Sache und nur der Kern, das, worauf es ankommt: der springende Punkt. Die Karikatur gibt stets den Extrakt, die knappste und konzentrierteste Form einer Erkenntnis, dabei populär und anfassbar. Ihr Verbrauch legt an die Stelle der Arbeit — Vergnügen, Genuß. Dieser letzte Umstand ist vielleicht der wichtigste Schlüssel zum Verständnis ihrer so außerordentlichen überzeugenden Wirkung. Schließlich ermöglichen die Symbole der Karikatur, daß durch sie Wahrheiten über Personen und Verhältnisse in den Kurs gebracht werden, die in keiner anderen Form vor die Öffentlichkeit gelangen könnten. Denn es darf nicht übersehen werden, daß die Karikatur mit einigen led und geistreich hingeworfenen Strichen nicht nur die Grundlinien einer Person treffend zu kennzeichnen vermag, sondern ebenso sehr komplizierte Gedanken und Situationen zum klarsten Verständnis weitester Volkskreise zu bringen vermag.

Alles das macht die Karikatur zu dem, was wir oben von ihr sagten: zu einem Kampfmittel. Und zwar zu einem geradezu unschätzbaren Instrument des Angriffs, zu einer nicht selten fürchtbar wirkenden Waffe im Streit der Geister und Parteien. Indem die Karikatur übertriebene Werte auf ihren wirklichen Wert oder Unwert zurückführt, wird sie zum Totengräber für das innerlich Uebervundene, zum Bahnbrecher neuer Ideen. Läßt sich ihre Wirkung auch nicht mathematisch feststellen, so birgt das Wort „Lächerlichkeit tötet“ eben doch eine absolute Wahrheit. In der Person wird vielfach die Sache getroffen, mit dem Fährer stürzt nicht selten die von demselben geführte Idee.

Von nicht geringerer Bedeutung ist die sittengeschichtliche Rolle der Karikatur: ihre erzieherische Wirkung auf die Betroffenen. Die Eigenliebe der Menschen wird durch nichts so empfindlich getroffen, als wenn ihre Schwächen der Lächerlichkeit preisgegeben werden. Und was vom Einzelnen gilt, das gilt auch als Massenerscheinung. Ergibt die reine Komik als Reaktion auf den Beschauer das Gefühl der Erheiterung und der befreienden Fröhlichkeit, so macht die Satire ernst und nachdenklich, sie reizt zu Reflexionen, zu Vergleichen. Eine treffende Satire bringt einen denkenden Menschen, der das Große und Schöne kennt und erstrebt, in eine feindliche Stellung zu einer verdorbenen Gegenwart, die, als ein Zustand der Torheit und des Lasters, ihm die Verwirklichung seines besseren Veruhstrebens und Strebens unmöglich macht. Auf diese Weise wird die Karikatur zum Flächiger des Einzelnen, den sie immer an seiner verurteilbarsten Stelle trifft, und dadurch zum Erzieher der Gesamtheit.

Dies sind nur einige der hauptsächlichsten Wirkungen der Karikatur.

Dieses Mittel des öffentlichen Geistes ist natürlich niemals, wenn man so sagen will, „Fabrikgeheimnis“ eines einzelnen Volkes gewesen. Der menschliche Geist hat es auf einer bestimmten Höhe der kulturellen Entwicklung überall herausgebildet und zwar im Wesen in stets gleicher Art. Gewiß hat er dieses Mittel in dem einen Lande zu einer großen Keule werden lassen, im anderen zu einer eleganten Klinge, im dritten zu einem heimtückisch aus dem Hinterhalt hervorblitzenden Stilet, aber weil die Karikatur überall aus denselben Untergründen hervorging und im Wesen von denselben Bestandteilen gebildet war, wurde sie trotzdem auch stets zu einer Sprache, die international immer durchaus richtig ver-

standen wurde. Die Karikatur wurde zu allen Zeiten die Weltsprache des Geistes, des Witzes, des Genies. Und dadurch erhielt die Karikatur auch einen internationalen Charakter, d. h. sie wurde zu der Sprache, die international stets am besten verstanden wird, sofern es sich um die Kennzeichnung gleichartiger Zustände und Situationen handelt, und für die man sich darum auch stets international interessiert hat. Eine treffende karikaturistische Charakteristik der englischen Bourgeoisie paßt im letzten Grunde auch auf die deutsche, französische und umgekehrt. Deshalb die Pointe auch in allen Ländern stets ohne jedes Mißverständnis begriffen wird. Das gleiche gilt von der Kennzeichnung allgemein menschlicher Laster und Schwächen und vor allem von der satirischen Behandlung politischer Situationen. Aus diesem Grunde wurde sie auch stets das internationale Bindemittel derer, die ihre Interessenkämpfe auf die Höhe großer Menschheitskämpfe emporgehoben haben. Diese Internationalität wuchs in steigendem Maße, in dem die Untergründe des Lebens überall gleichartig wurden. Eine kleinbürgerliche Gesellschaftsorganisation zeitigt in Frankreich dieselben Tugenden und auch dieselben Laster wie in Deutschland. Die „Moral“ der auf dem Kapitalismus aufgebauten Gesellschaft unterscheidet sich nirgends mehr durch die andersfarbigen Grenzpfähle. Die Denk- und Handlungsweise des englischen oder amerikanischen Bourgeois kann großzügiger sein, als die des deutschen und französischen, aber in den entscheidenden Linien und im Inhalt sind sich alle gleich. Dasselbe gilt vom Lebensinhalte des internationalen Proletariats, kurzum von allen modernen gesellschaftlichen Erscheinungen. Darum ist aber auch international zutreffend, was an Charakteristik der Gegenwart von der satirischen Karikatur geschaffen wird. Und nur in Einzelheiten herrschen Unterschiede.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Die großen Wasserfälle von Labrador. Obwohl die große Halbinsel Labrador der zuerst von den Europäern erblidete Teil des amerikanischen Festlandes war, so ist diese Halbinsel mit Ausnahme der Küsten noch sehr wenig erforscht. Auch das große Naturwunder der Wasserfälle von Labrador ist noch wenig bekannt. Der Sekretär des geographischen Klubs in Philadelphia, hat mit mehreren Trappern eine gefahrvolle Forschungsreise durch Gegenden, in denen kein lebendes Wesen zu erblicken war, unternommen. Plötzlich — es war an einem Septembertage — gewahrten sie vor Sonnenuntergang eine hohe Nebelssäule, die sich wie eine Rauchwolke vom westlichen Himmel abhob. Dies deutete auf die Nähe des Großen Falles und versetzte die Reisenden in freudige Erregung. In der Nacht zeigte sich ein prächtiges Nordlicht, am folgenden Tage, am 2. September, brachte sie ein mühsamer Marsch über Felsen und durch Sümpfe, und als sie sich dem Flusse näherten, durch Sprucefichtenwälder, — während der Donner des fallenden Wassers immer deutlicher zu ihrem Ohre klang — endlich zum Ufer nahe der Stelle, wo sich der Fluß hinabstürzt.

Ein einziger Blick genügte, um zu zeigen, daß dies einer der größten Wasserfälle der Welt sei. Eine Szene wilden Aufbruchs entrollte sich, deren Erhabenheit die ersten bewundernden Augenblicke nicht in allen Einzelheiten zu fassen vermochten. Weit stromauf erblickte man die brandenden, schäumenden Wasser, deren stürmische Wellen hoch aufspritzten, mit unwiderstehlicher Gewalt nach dem steilen Felsen zugerissen, von dem sie den wilden Sprung in die Tiefe taten. Sah man über den felsigen Rand in diesen hinab, so fehlten die herrlichen Farben zahlreicher Regenbogen das Auge, die in dem stäubenden Nebel beständig entstanden und wieder zerfloßen, und der majestätische Schall des stürzenden Wassers tönte fort wie seit Jahrtausenden. Jenseits des lodenden Kessels erschien der Fluß, wie er seinen urmühsamen Lauf zwischen drohenden Klippen und über meilenlange Stromschnellen fortsetzte. Das Dröhnen des Wassers verhinderte jedes Gespräch, und nach eigem summen Austausch von Blickwörtern wandten die Reisenden ihr Augenmerk auf die nähere Untersuchung des Flusses ober- und unterhalb der Fälle. Eine Meile oberhalb des Hauptfalles ist er ein mächtiger Strom von etwa 400 Yards (336 Meter) Breite, schon mit beschleunigter Bewegung. Vier Stromschnellen, die inflexive Vertiefungen des Flußbettes bezeichnen, treten zwischen diese Stelle und den Fall. Bei der ersten Stromschnelle beträgt die Breite des Flusses nicht mehr als 180 Meter, und von da an verschmälert er sich rasch bis zum eigentlichen Absturz, wo die ganze schäumige Wasserläufe zwischen felsige Ufer gedrängt wird, die nicht über 46 Meter von einander entfernt sind. Hier erheben sich die Rämme der Bogen hoch über die umgebenden Ufer, ehe sich die Masse herabstürzt. Eine hohe Dunstsäule steigt an der Stelle auf, und das Donnern des Wasserfalles kann unter günstigen Umständen 20 Meilen weit gehört werden. Unterhalb des Flusses wendet sich der Fluß nach Südosten und wird 25 Meilen weit von senkrechten Gneisfelsen eingeschlossen, die sich stellenweise bis zur Höhe von 120 Meter erheben. Die Felsenufer ober- und unterhalb des Falles sind dicht bewaldet von Fichten und Sprucefichten, zwischen denen stellenweise Wirken sich zeigen. Bald nach Ankunft der Reisegesellschaft unter-

nahm es Professor Kenaston, die Höhe des Falles zu messen. Dies geschah mittels einer starken, langen, zu diesem Zweck mitgenommener Leine, an welche ein schwerer Fichtenfloß gebunden war. Die Messung ergab 318 Fuß (96,4 Meter); in Anbetracht einer Abweichung von der Senkrechten um einige Grade sowie einer etwaigen Dehnung des Seiles kann man die Höhe des Falles auf etwas über 90 Meter rechnen. Die Ungunst des Wetters sowie die fast gänzliche Erschöpfung ihres Proviantes bestimmten die Reisenden zum Aufbruch, nachdem sie nochmals beim Morgenlichte das großartige Schauspiel des Ortes genossen und vergeblich nach Spuren irgend eines Tieres in der Nachbarschaft gesucht hatten. Sie hinterließen einen Bericht ihres Besuches an dem Ufer des Flusses, begaben sich bei strömendem Regen auf den Heimweg und erreichten nach einigen mühseligen Reisetagen glücklich das Lager, wo Geoffrey in einiger Sorge ihrer hararte. Dort schifften sie sich auf dem Flusse ein, dessen schnelle Strömung sie in sieben Tagen an seine Mündung brachte, eine Entfernung, die stromaufwärts zurückzulegen sie fast einen Monat angestrengter Arbeit gekostet hatte.

Die großen Fälle von Labrador, mit ihrer Umgebung von verwitterten Felsen, sind eines der Naturwunder des westlichen Weltteiles, und wären sie zivilisierten Gegenden näher, so würden sie alljährlich von Tausenden von Touristen besucht. Sie sind beinahe zweimal so hoch als der Niagara und sind diesem nur in der Breite und der Masse des Gewässers untergeordnet. Nach dem starken Gefälle und der gleichzeitigen Verengung des Flußbettes läßt es sich leicht begreifen, mit welcher titanischen Gewalt das Wasser zum letzten Sprunge ansetzt. Der indianische Name des Falles Jat-ses-he-wan, d. h. der enge Ort, wo das Wasser fällt, ist, ebenso wie das indianische Wort Niagara — Donner der Gewässer — von einer poetischen Anschaulichkeit, die nicht leicht zu überbieten wäre. Von der Stelle an, wo der Fluß das Plateau verläßt und in den tiefen Kessel unterhalb des Falles stürzt, geht sein Lauf während 25 Meilen durch einen der merkwürdigsten Canons der Welt. Das Aussehen der Wände dieser Enge und die Fildacklinien des Flusses deuten darauf hin, daß der Strom seinen Weg allmählich durch dies Felsenbett genagt hat. Fuß um Fuß, von dem Rande der Hochebene bis zu der jetzigen Stelle des Wasserfalles. Nach neuen Schätzungen hat es eine Zeit von 40 000 Jahren gebraucht, bis der Niagarafall von seiner ursprünglichen Stelle bei den Höfen von Queenstown bis zu seinem jetzigen Platze zurückrückte. Hat nun der Niagarafall so lange gebraucht, um durch die zernagende Kraft des Wassers auf einem weichen Schieferkonglomerat, der eine Kalksteinschicht trägt, einen Weg von 7 Meilen zu machen, so ist die unendliche Zeitdauer kaum zu ermessen, die die Gefaltung des Canons des großen Flusses bei der Voraussetzung einer gleichen Entstehung in Anispruch genommen hat, umiomehr, da das Gestein bei den Labradorfällen aus hartem Gneis besteht. Und dennoch ist eine andere Erklärung für den Ursprung dieser Felsstehle nicht wohl statthaft, man nehme denn an, es sei vor Zeiten eine Spalte in dieser Richtung entstanden, die der Strom allgemach zu ihrer jetzigen Gestalt aushöhlte.

Aus dem Tierreiche.

Ueber die Insekten im Altertum der Erdgeschichte haben die paläontologischen Funde der letzten Jahre wertvolle Aufschlüsse gegeben. Zwar gab es damals weder Fliegen noch Schmetterlinge, weder Wespen noch Bienen, weder Ameisen noch Wanzen. Aber in den Waldmooren der Steinlohlenzeit flatterten Libellen von Armeslänge und handlange Eintagsfliegen umher; über die Lüftungen hüpfen spannenlange Geißelheuschrecken und ebeniöche Schaben und noch größere Tausendfüßler krochen zwischen den Steinen umher. Es waren plumpe, ungefüge Gesellen, die da ein stumpfsinniges Dasein führten: noch lockte ja nicht der Honigdust der Blumenpflanzen, die erst in einer späteren Periode sich entwickelten. Aus faulenden Abfällen und harten Blättern bestand ihre Nahrung. Sicher gab es bei den damaligen Insekten weder eine Staatenbildung, noch eine Brutpflege, wie wir sie bei den heutigen Ameisen und Bienen sehen. Ebenso wenig kannten sie den Puppenzustand als Uebergang von der Larve zum vollentwickelten Insekt; diese Metamorphose hat sich erst allmählich mit der fortschreitenden Abkühlung der Erde herausgebildet, indem durch die Jahreszeiten die Vegetations- und damit auch die Fraßperioden abgekürzt wurden und ein Schutz des noch unentwickelten Tieres vor dem Einfluß der kalten Witterung sich notwendig machte.

Aus dem Altertum der Erde sind über hundert Arten von Insekten bekannt, und wenn auch die kleineren Formen sich nicht fossil erhalten haben und wohl der größte Teil der damaligen Insektenwelt uns immer verborgen bleiben dürfte, was will das sagen gegen die Mannigfaltigkeit dieser Gattung in der heutigen Zeit? Gegenwärtig kennt man ungefähr 385 000 Arten von Insekten, darunter u. a. circa 9500 heuschreckenartige, 172 000 Käfer, 55 000 Hautflügler (Wespen und Bienen, von letzteren allein 10 000 Unterarten), 2300 Wasserjungfern, 400 Eintagsfliegen, 108 000 Schmetterlinge und Fliegen, 33 000 wanzenartige usw. Und darunter gibt es Tiere von solcher Winzigkeit, daß 4000 von ihnen das Gewicht eines Sandkorns erreichen!